

tig und ihr Zentrum

Peter, Nadia Pettannice und Matthias

«Der Dorfplatz heute ist das Resultat einer Fehlentwicklung.»

Rosmarie Peter

«Die Stadt sollte sich wieder einklinken und so ihren Fehler ausbügeln, als sie damals ausgestiegen ist.»

Matthias Erzinger

einer Fehlentwicklung. Ich finde, das Zentrum ist eher ein gelungenes Beispiel des Brutalismus. Es ist architektonisch sehr interessant, nicht einfach ein Betonklotz. Es wirkt durchgestaltet mit all seinen Details: dem Fröschli-Brunnen oder der Katze an der Rampe. Auch der grosse Saal und die ehemalige Kegelbahn hatten ihren eigenen Charme. Man darf einen solchen Bau nicht nur an seiner Ausnützung und Verdichtung messen, sondern auch an seiner Ausstrahlung. Aber eben: Heute wirkt alles ziemlich heruntergekommen.

Sie würden abreißen, Herr Erzinger. Was schwebt Ihnen vor?

Erzinger: Entlang der Schillerstrasse, der heutigen Rückseite, könnte man eine Blockrand-siedlung mit einem Hochhaus bauen, um vorne gegen die Zürcherstrasse hin Fläche für einen Platz freizuspielen, als neuen Treffpunkt. Die Läden wären zugänglicher, und die Beizen würden besser laufen. Es gibt Investoren, für die wäre ein solches Konzept interessant. Ich denke an den Lagerplatz oder das Projekt beim Hobelwerk in Oberri. Idealerweise würde man das Zentrum besser mit dem Eichliackerquartier verbinden. Über die Brache, wo früher der Coop war, wäre das denkbar gewesen. Da hat man eine Chance verpasst. Sehr schade!

Pettannice: Früher war das Zentrum grüner, das fehlt heute. Auch in ein neues Lichtkonzept sollte man investieren, und die Fassade sollte man renovieren. Da könnte man mit wenig Geld viel erreichen. Nicht nur beim Marktplatz. Auch bei der Unterführung, die wirklich schäbig ist und nachts ein unheimlicher Ort, den man meidet. Es ist kein Zufall, dass sie im Film «Platzspitzbaby» als Kulisserie diente. Bei den Läden würde ich auf Pop-up setzen und ausprobieren, was funktioniert – und sofort wieder ein Migros-Restaurant einbauen!

Peter: Auch in die Bühnentechnik müsste man investieren, damit die Säle wieder genutzt werden. Da fehlt es an allem. Das Zentrum müsste sich mit einer PR-Offensive danach auch nach aussen

öffnen, mit einer Website zum Beispiel, damit die Vereine wissen, dass etwas geht und wo sie sich melden können. Auch den Dorfplatz und die angrenzende Restaurant-Terrasse des Hotels könnte man relativ einfach aufwerten und beleben. Aber ich glaube, es wird ein Weg der kleinen Schritte sein.

Erzinger: Ich finde, gerade bei der Modernisierung des grossen Saals sollte sich die Stadt wieder einklinken und so ihren Fehler ausbügeln, als sie Ende der 80er ausgestiegen und die Erb-Gruppe zuschlug. Es wäre eine Investition ins Quartier- und ins Vereinsleben, eigentlich eine Aufgabe der Stadt.

An einen neuen grossen Wurf glauben Sie also nicht, Frau Peter? Wegen der Auflagen der kantonalen Denkmalpflege?

Peter: Ja, auch. Das Zentrum ist bekanntlich im überkommunalen Inventar schutzwürdiger Bauten. Ich glaube nicht, dass es abgerissen wird. Man muss den neuen Besitzern auch etwas Zeit einräumen – nach all den Jahren des Stillstands. Inzwischen fanden ja auch Gespräche mit der Tösslobby statt. Der Kontakt ist inzwischen hergestellt.

Pettannice: Ich bin klar pro Denkmalschutz. Aber beim Zentrum Töss finde ich, müsste man eingreifen können. Es wäre eine Chance, einen solchen Zeitzeugen wiederzubeleben.

Erzinger: Einverstanden. Der Wohnturm kann meinetwegen stehen bleiben. (lacht)

Rosmarie Peter ist Juristin und Präsidentin des Quartiervereins Töss-Dorf. Nadia Pettannice ist Historikerin, Autorin beim Frauenstadtrundgang und Redaktorin beim Tössmer. Matthias Erzinger, führt eine Kommunikationsagentur und ist Redaktor beim Tössmer.

Wie weiter beim Zentrum Töss? Was meinen Sie?

Online-Umfrage auf www.landbote.ch



Arbeitslos, lungenkrank, sozial isoliert: Der Lockdown war für Alexander Eggenberger (Name geändert) eine schwere Zeit. Im Läbesrum hat er nun neuen Halt gefunden. Foto: Enzo Lopardo

«Ich hatte mich schon aufgegeben»

Die Pandemie und ich Menschen aus der Region erzählen von ihrem Pandemiealltag. Heute: Alexander Eggenberger (35, Name geändert), seit kurzem Mitarbeiter im Läbesrum.

«Es ist alles so schnell gegangen, dass ich kaum realisiert habe, was da passiert. Bis vorletzten Sommer arbeitete ich noch als Küchenmonteur. Doch irgendwann konnte ich kein Möbel mehr die Treppe hochtragen, ohne dass es mir den Atem verschlug. Beim Arzt wurde eine chronische Lungenkrankheit diagnostiziert, meine Stelle musste ich deshalb im September letzten Jahres aufgeben. Eine Lehre hatte ich nie gemacht. Und dann kam Corona.»

Der Lockdown war die schlimmste Zeit für mich. Arbeit war nirgends zu finden. Meine Ärzte wiesen mich an, wegen meiner Lungenkrankheit zu Hause zu bleiben. Auch meine beiden kleinen Kinder konnte ich deswegen zwei Monate lang nicht mehr persönlich sehen. So war ich fast immer alleine. Anfangs versuchte ich mich noch zu beschäftigen – ich habe die Wohnung geputzt oder sonst ein Projekt zu Hause gesucht. Aber irgendwann sass ich dann nur noch vor dem Fernseher und habe Bier getrunken – bis zu zwölf Liter am Tag. Das habe ich auch gesundheitlich stark gemerkt. Ich hatte mich da praktisch schon aufgegeben.

Weil ich aufgehört habe, meine Rechnungen zu zahlen, bin ich bei der Krankenkasse auf der schwarzen Liste gelandet und konnte keine psychologische Hilfe mehr in Anspruch nehmen. Wenn meine Kollegen anriefen, hatte ich keine Kraft und Lust mehr, mit ihnen zu reden. Ich schämte mich auch für meine Si-

Serie

Die Pandemie und ich

tuation und behielt meine Probleme aus diesem verletzten Stolz heraus so gut wie möglich für mich. Vor kurzem hatte ich doch noch alles gehabt, und dann stand ich plötzlich vor dem Nichts...

Aus dieser Abwärtsspirale wieder rauszufinden, war extrem schwer. Was mir dabei geholfen hat, war mein Umfeld. Ich wollte für meine Kinder da sein können – das hat mich motiviert. Ein guter Freund kam ausserdem nach dem Lockdown jeden Abend vorbei und meinte: Wenn du mich nicht reinlässt, dann bleibe ich halt hier vor dem Fenster – aber ich lasse dich nicht allein. Das war genial! Auch mein Bruder und meine Mutter haben mich unterstützt, unterdessen wohne ich wieder bei ihr. Das hilft enorm. Alleinsein hat seine schönen Seiten – aber nicht rund um die Uhr, wie es dieses Jahr teilweise der Fall war.

Als die Ansteckungszahlen im Frühsommer runtergingen, war für mich deshalb klar, dass ich wieder Zeit mit meinen Kindern und auch meinen Freunden verbringen will. Viel länger hätte ich das so auch nicht mehr ausgehalten. Ich passe noch immer sehr gut auf, achte auf den Abstand. Aber ich kann mich nicht mehr völlig abschotten, um das

Virus zu meiden. Wenn etwas passiert, dann ist das halt so. Immerhin: Meiner Lunge geht es inzwischen wieder deutlich besser. Ich habe nämlich im Frühling aufgehört zu rauchen – vorher konsumierte ich zwei Päckchen pro Tag. Aufhören wollte ich schon immer. Aber als die Pandemie losging, wusste ich: Jetzt musst du es einfach tun.

Seit drei Wochen arbeite ich nun im Läbesrum in der Hauswartung. Gerade am Anfang war es nicht leicht, sich am Morgen wieder aufzuraffen. Unterdessen freue ich mich aber richtig darauf aufzustehen. Es fühlt sich unglaublich gut an, gebraucht zu werden und etwas beitragen zu können. Ich trinke nur noch gelegentlich, und ausschliesslich am Abend. Mit der Sozialarbeiterin des Läbesrum arbeite ich

darin, meine Schulden abzubauen. Bis dahin wird es noch ein langer Weg sein – aber es ist nicht mehr diese erdrückende Last wie im Frühling. Ich weiss, ich werde es schaffen.

Ich denke bereits darüber nach, nun doch noch eine Lehre zu machen. Was genau, weiss ich noch nicht – ich gehe das Schritt für Schritt an. Entscheidend ist, dass ich wieder positiv in die Zukunft sehen kann. Ich bin durch die Erfahrung sicher nachdenklicher geworden, und so glücklich wie zuvor bin ich noch nicht wieder. Aber das kommt schon! Jetzt feiere ich erst mal Silvester mit meinem Bruder und meinen Kindern. Sie sind das Wichtigste für mich – ohne sie hätte ich es vielleicht nicht geschafft.»

Jonas Keller

Das Corona-Jahr im Läbesrum

«Auch für uns war es eine Ausnahmesituation», sagt Oliver Seitz, Leiter des 1990 gegründeten Läbesrum. Rund 450 Menschen waren dieses Jahr in dem gemeinnützigen Betrieb beschäftigt. «Viele davon sind von diesem Lohn abhängig», sagt Seitz. «Es war uns deshalb wichtig, immer offen zu bleiben.» Verschiedene Aufträge seien zwar weggebrochen, gerade während des Lockdown. Insgesamt habe es aber gereicht, um die Leute zu beschäftigen – auch dank Initiativen wie der Produktion der «Wintimaske», einer eigenen Stoffschutzmaske. Ansteckungen im Betrieb habe es

dank strikten Massnahmen keine gegeben.

Die Belastung durch die Pandemie habe man bei den Mitarbeitenden stark gemerkt, sagt Seitz. «Vor allem im Lockdown, aber auch aktuell wieder.» Viele seien bereits psychisch belastet, die Extremsituation habe das noch verstärkt. Die Sozialarbeitenden seien im Frühling vermehrt auch zu den Leuten nach Hause gegangen. «Das hat den Mitarbeitenden geholfen, nach dem Lockdown wieder zurückzukommen», so Seitz. «Sonst hätten wohl einige den Anschluss verloren.» (jok)